

HEYNE <

DAS BUCH

Menschen verschwinden in Christchurch. Psychologieprofessor Cooper Riley fehlt eines Morgens bei der Arbeit. Und Emma Green, eine seiner Studentinnen, kommt eines Nachts nicht mehr nach Hause. Auch von weiteren Frauen fehlt bald jede Spur. Hinter der idyllischen Fassade der neuseeländischen Metropole, bekannt als »Garden-City«, tun sich ungeahnte Abgründe auf. Die Polizei sucht weiterhin verzweifelt nach Melissa X, einer Serienmörderin, die die Nachfolge ihres ehemaligen Mentors, des legendären Christchurch Carver, anzutreten scheint. So kommt es, dass Detective Schroder den gerade aus dem Gefängnis entlassenen Ex-Cop Theodore Tate verpflichtet, die Polizei bei der Jagd auf Melissa X zu unterstützen. Und auch Emmas Vater meldet sich bei Theo und bittet um Hilfe bei der Suche nach seiner verschwundenen Tochter. Immerhin war es Theo, der sie damals im Vollrausch angefahren hatte. Die Spur führt zu einer seit Jahren geschlossenen psychiatrischen Anstalt.

DER AUTOR

Paul Cleave wurde am 10. Dezember 1974 in Christchurch, Neuseeland, geboren, dem Ort, wo auch seine Romane spielen. Neben dem Schreiben renoviert er Immobilien (»Ich kaufe ein Haus, lebe etwa ein Jahr in ihm, während ich es renoviere, und verkaufe es dann«). Dem Fan von Stephen King und Lee Child gelang mit seinem Debütroman *Der siebte Tod* auf Anhieb ein internationaler Bestseller, der in Deutschland monatelang vorne auf den Bestsellerlisten stand. Auch seine weiteren Thriller *Die Stunde des Todes*, *Die Toten schweigen nicht* und *Der Tod in mir* waren internationale Erfolge. Besuchen Sie Paul Cleave im Internet unter www.paulcleave.com

PAUL CLEAVE

DIE
TOTEN
SAMMLER

THRILLER

Aus dem Englischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe COLLECTING COOPER erschien 2011
bei Atria Books, A Division of Simon & Schuster, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2011
Copyright © 2011 by Paul Cleave
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik Design, München
Umschlagillustration: © Halfdark/plainpicture/fStop
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-43598-8

www.heyne.de

*Für Paul Waterhouse und Daniel Williams –
wir sind seit über dreißig Jahren befreundet,
und es liegen noch viele vor uns.*

Prolog

Emma Green hofft, der alte Mann ist nicht tot. Es ist einer jener Momente, in denen man sich wünscht, dass die eigenen Befürchtungen nicht zutreffen. Das Café jedenfalls *ist* tot. In den letzten Stunden waren lediglich zwei Kunden hier, und sie haben jeder nur einen Kaffee bestellt. Doch ihr Chef ist nicht der Typ, der einen an einem mauen Montagabend früher gehen lässt; außerdem trägt die Flaute nicht gerade dazu bei, seine Laune zu heben. Auf dem Parkplatz hinter dem Haus steht ihr Wagen zusammen mit dem ihres Chefs und ein paar anderen. Weiter am Rand ein Müllcontainer, neben dem sich mehrere Plastikkisten stapeln. Die Luft ist von Kohlgeruch erfüllt. Es gibt dort kaum Licht. Trotzdem kann sie den alten Mann erkennen, der mit geöffnetem Mund, geschlossenen Augen und zur Seite geneigtem Kopf zusammengesackt auf dem Vordersitz hockt. Er sieht genauso aus wie ihr Großvater, als sie ihn vor ein paar Jahren leblos im Badezimmer auffanden.

Sie läuft zum Wagen hinüber und späht ins Innere. Von der Unterlippe des Mannes hängt ein Faden Spucke bis auf seine Brust hinab. Er ist fast kahl. Vor ein paar Stunden war er noch im Café. Kaffee und Gebäck; er saß mit einer Zeitung in der Ecke und hat versucht, ein Kreuzworträtsel zu lösen. »*Reich des Teufels*«, hat er immer wieder vor sich hin gemurmelt und mit seinem Stift auf den Tisch getrommelt. Sie warf einen

Blick über seine Schulter, überzeugt, dass sie die Antwort kennt. Doch dort war nur Platz für fünf Buchstaben. Und Christchurch hat zwölf. »Hades«, sagte sie schließlich, und er lächelte und bedankte sich höflich.

Sie will gegen das Fenster klopfen, in der Hoffnung, dass er nur schläft, aber dann würde sie ihn wecken und ihm einen Schrecken einjagen, und das könnte ziemlich peinlich werden. Falls er jedoch nicht schläft, hat sein Herz vielleicht erst vor wenigen Sekunden aufgehört zu schlagen, und dann könnte man ihn wiederbeleben. Allerdings ist das unwahrscheinlich, er hat das Café vor über einer Stunde verlassen. Es gibt keinen Grund für ihn, eine Stunde im Wagen zu hocken und dann zu sterben, es sei denn, er hat das Kreuzworträtsel gelöst. Tja, vielleicht hat ihn ja der Teufel geholt. Sie starrt durch die Fensterscheibe und streckt die Hand danach aus, ohne sie jedoch zu berühren. Sie sollte es besser dem Nächsten, der vorbeikommt, überlassen, sich um ihn zu kümmern. Allerdings wäre der alte Mann am nächsten Morgen immer noch genauso tot, nur ärmer, außerdem wäre sein Autoradio fort.

Wäre sie gerade in einem parkenden Wagen gestorben, würde sie dann wollen, dass die Leute einfach an ihr vorbeilaufen?

Sie klopft gegen das Fenster. Er rührt sich nicht. Sie klopft erneut. Nichts. Mit einem flauen Gefühl in der Magengrube packt sie den Griff. Die Tür ist nicht abgeschlossen. Sie öffnet sie und legt ihm die Finger an den Hals; mit dem Handgelenk schnippt sie die Spucke wie den Faden einer Spinne von seinem Kinn, und er landet auf ihrem Arm. Seine Haut ist noch warm, aber er hat keinen Puls mehr, nicht an dieser Stelle, also lässt sie ihre Finger weiterrutschen und ...

Er schnappt nach Luft und zuckt zurück. »Was zum Teu-

fel?«, stößt er hervor und blinzelt heftig. »Hey, was zum Teufel machst du da?«, brüllt er.

»Ich ...«

»Du verdammte Diebin«, zischt er und klingt jetzt gar nicht wie ihr Großvater – zumindest nicht, bevor er an Alzheimer erkrankte –, greift nach ihrer Hand und zieht sie ins Innere.

»Du wolltest ...«

»Ich dachte ...«

»Du Nutte!«, brüllt er und spuckt sie an. Sie riecht Altmännerschweiß und Altmänneressen, und auch seine Klamotten muffeln nach altem Mann; er hält sie mit seinen knöchigen Fingern fest umklammert. Ihr wird schlecht. Und ihr Rücken tut weh, aber das tut er eigentlich immer, seit dem Unfall letztes Jahr. Sie packt seine Hand und versucht seinen Griff zu lösen.

»Du wolltest mich beklauen«, sagt er.

»Nein, ich arbeite im ... im ...«, bringt sie stockend hervor, »Kaffee mit ... mit Gebäck. Ich, ich dachte, Sie ...« Sein Atem ist so heiß und feucht, dass ihr fast das Make-up verläuft. Sie kann ihren Satz nicht beenden.

Der Mann lässt los und schlägt ihr mit voller Wucht ins Gesicht. So heftig wurde sie in ihren siebzehn Jahren auf diesem Planeten noch nie geschlagen. Ihr Kopf schnellt zur Seite, und ihre Wange brennt. Dann sind seine Hände auf ihrer Brust. Erst denkt sie, er will sie begripschen, doch er versetzt ihr einen Stoß, und die Sterne schieben sich in ihr Blickfeld und drehen sich über ihr. Sie versucht, ihren Sturz mit den Händen abzufangen, schlägt aber mit dem Rücken trotzdem auf den Asphalt.

Die Wagentür knallt zu, der Motor springt an. Er kurbelt das Fenster herunter und brüllt sie erneut an. Doch bei dem Motorenlärm und dem Rauschen des Blutes in ihren Ohren kann sie ihn nicht verstehen. Er gibt Gas und rast Richtung

Ausfahrt, streift die Wand und schrammt am Müllcontainer entlang. Der Container hinterlässt einen langen Kratzer am Wagen, und sie rechnet damit, dass er anhält und sie erneut beschimpft. Doch er brettet hinaus auf die Straße, Bremsen quietschen, und jemand brüllt »Arschloch«.

Weinend und wütend hockt sie auf dem Boden, ihre Handtasche neben sich, den Inhalt über den Asphalt verstreut. Ihr erster Impuls ist, hineinzugehen und ihrem Chef zu erzählen, was passiert ist, doch er würde nur sagen, dass sie sich das selbst eingebrockt habe. Außerdem sind bei ihrem Chef stets die anderen schuld, er würde bloß glauben, dass sie ihm die Verantwortung dafür zuschieben will. Sie rappelt sich wieder auf und betrachtet ihre Handflächen. Die rechte ist aufgeschürft, und die Haut hat sich nach oben gewölbt. Wenigstens blutet es nicht.

Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. »Arschloch«, flüstert sie. Ein warmer Wind weht ihr entgegen, und die aufgeschürften Hautstellen an ihren Handflächen blähen sich wie kleine Fallschirme. Sie räumt ihre Tasche wieder ein und durchwühlt sie nach ihren Schlüsseln, aber sie sind nicht da. Erneut geht sie in die Hocke. Sie hatte sie vorhin doch in der Hand, oder? Sie ist sich nicht sicher. Als sie sich umdreht, entdeckt sie die Schlüssel unter dem Hinterrad eines dreckigen, ramponierten Toyota. Sie beugt sich hinunter und greift danach. In dem Moment kommt jemand in ihre Richtung gerannt. Als sie aufschaut, sieht sie vor einem der Lichter die Silhouette eines Mannes. Gott sei Dank, es eilt ihr jemand zu Hilfe.

»Danke ...«, ist alles, was sie noch sagen kann. Denn schon stürzt sich der Mann auf sie, und sie verspürt nichts als blankes Entsetzen.

Sie hat keine Ahnung, was los ist. Sie versucht sich zur Wehr zu setzen, doch er knallt ihren Kopf mit voller Wucht auf den

Boden. Sie merkt, wie alles um sie herum langsam verschwindet. Vergeblich kämpft sie dagegen an. Sie hat das Gefühl, als würde sie in einem Traum versinken. Ihr Großvater lächelt ihr zu, der alte Mann aus dem Wagen lässt einen Kaffee fallen und wird von ihrem Chef blöd angemacht, ihr Freund will bei ihr übernachten ... und dann denkt sie an den Teufel, der sich in Christchurch niederlässt und all seine Freunde in die Stadt holt. Sie gelangt zu dem Schluss, dass das nicht wirklich passiert. Trotzdem verschwindet alles um sie herum.

Als sie wieder zu sich kommt, hat sie jedes Zeitgefühl verloren. Genau wie beim Unfall letztes Jahr, als sie von einem Wagen angefahren wurde. Sie hat keinerlei Erinnerung daran. Weder an die Stunde vor dem Unfall noch an den darauffolgenden Tag. Diesmal kann sie sich erinnern. Sie liegt auf einer Matratze, doch als sie sich auf die Seite rollt, geht die Matratze neben ihr einfach weiter. Ihre Handgelenke tun schrecklich weh, sie sind auf dem Rücken an ihre Beine gefesselt. Aber das Schlimmste sind die Kopfschmerzen, dazu der Druck hinter den Augen, wahrscheinlich werden sie nur noch von dem Gegenstand, der sie bedeckt, in ihren Höhlen gehalten. Sie hat Durst und Hunger. Die Luft ist heiß und stickig. Es muss über dreißig Grad sein. Außerdem ist es stockfinster. Das hier ist definitiv kein Krankenhaus. Man hat sie gefesselt, damit sie in diesem Ofen vor sich hin schmort.

Schritte. Das Quietschen einer Holzdielle. Ein Riegel wird zur Seite geschoben, die Tür öffnet sich. Jemand kommt näher, sie kann ihn atmen hören. Sie will etwas sagen, doch sie kann nicht. Sie denkt an ihre Eltern, an ihre Freunde und an ihren Freund. Sie denkt an den alten Mann im Café, und sie schwört sich, dass sie, sollte sie das hier überstehen, nie wieder jemandem helfen wird.

»Trink.«

Eine Männerstimme. Der Gegenstand, der ihren Mund bedeckt, wird entfernt. Es muss irgendwas geben, das sie sagen kann, um hier rauszukommen. Etwas, das ihn dazu bringt, sie gehen zu lassen.

»Bitte«, schreit sie, »bitte tun Sie mir nicht weh. Ich flehe Sie an«, sagt sie, während ihr die Tränen übers Gesicht laufen. Sie kann sich nicht erinnern, je so heftig geweint zu haben. Sie hatte noch nie solche Angst. Dieser Mann wird ihr schreckliche Dinge antun, und sie wird damit leben müssen, es wird sie verfolgen und in den Wahnsinn treiben. Die Person, die sie bis jetzt gewesen ist, wird bald sterben.

Aber sie wird das hier überstehen. Sie wird überleben. Sie weiß es, weil, weil ... etwas anderes nicht für sie vorgesehen ist. Ausgeschlossen, dass ihr Leben bald enden wird. Das kann nicht sein. Das ergibt keinen Sinn. Sie weint noch heftiger.

»Bitte«, wiederholt sie.

Das Halsende einer Plastikflasche wird gegen ihre Lippen gepresst.

»Das ist Wasser«, sagt der Mann und hebt die Flasche an. Das Wasser läuft ihr in den Mund. Sie hasst ihn, doch sie hat gewaltigen Durst und trinkt gierig. Nach ein paar Schlucken nimmt er die Flasche wieder weg.

»Bald gibt es mehr«, sagte er.

»Wer sind Sie? Was machen Sie mit mir?«

»Keine Fragen«, sagt er, und dann ist da wieder dieser Druck auf ihrem Mund, von einer Art Klebeband. »Du musst bei Kräften bleiben«, sagt er zu ihr. »Ich habe nächste Woche was ganz Besonderes mit dir vor, dafür brauchst du das hier nicht«, fügt er hinzu, und sie spürt, wie eine Klinge unter ihre Kleidung gleitet und sie aufschneidet.

Kapitel 1

Die heiße Luft ist vom Staub des Gefängnishofes erfüllt. Fliegen und Mücken versuchen meinen Hals als Landebahn zu benutzen. Riesige Betonwände trennen mich von den Geräuschen auf der anderen Seite, wo die Männer ihrem gewohnten Tagesablauf nachgehen; sie spielen Fußball oder Karten, oder sie werden fertiggemacht. Zur Rechten erheben sich mehrere Kräne und Baugerüste; Arbeiter errichten einen weiteren Flügel für ein Gefängnis, das mit der Zahl der Häftlinge einfach nicht Schritt halten kann. Schmutz und Betonpartikel hüllen mich ein wie Nebel an einem Wintermorgen, so dicht, dass ich kaum was erkennen kann. Gut möglich, dass gerade eine Kuhherde hier durchläuft – oder eine Horde Häftlinge auf der Flucht. Meine Klamotten riechen muffig und fühlen sich steif an; die letzten vier Monate lagen sie zusammengefaltet in einer Papiertüte, aber sie sind trotzdem hundertmal bequemer als der Gefängnisoverall, in dem ich gearbeitet, geschlafen und gegessen habe. Noch immer spüre ich den Schweiß dieser vier Monate auf der Haut. Vom Asphalt steigt Hitze in meine Füße. Wenn ich meine Fäuste ballte, spüre ich – wie ein Amputierter seinen Phantomschmerz – das Metall und die Betonwände, die mich von der Welt draußen abgeschottet haben. Denn genau darum ging es im Knast, ums Abschotten. Nicht nur von der Welt, sondern auch von den anderen Gefangenen. Ich habe

Tag und Nacht unter Pädophilen und anderen Exemplaren menschlichen Abschaums verbracht, Gefangene, die man nicht auf die Bevölkerung loslassen kann, weil die Gefahr besteht, dass ihnen jemand die Kehle aufschlitzt. Vier Monate, die sich wie vier Jahre angefühlt haben, aber es hätte schlimmer kommen können. Man hätte mir die Zähne ausschlagen oder jede Nacht das Bück-dich-nach-der-Seife-Spielchen mit mir spielen können. Ich war ein Ex-Cop in einer Welt aus Beton und Stahl, unter Männern, die Cops noch mehr hassen als ihre Mitgefangenen. Ich fand es zum Kotzen, die ganze Zeit von Kinderschändern umgeben zu sein, doch es war immer noch besser als die Alternative. Meistens blieben sie für sich und gaben sich Fantasien über die Taten hin, die zu ihrer Verhaftung geführt hatten. Fantasien darüber, in dieses Leben jenseits der Mauern zurückzukehren.

Die Gefängniswärter behalten mich vom Eingang aus im Auge. Es scheint fast, als hätten sie Angst, ich könnte versuchen einzubrechen. Ich komme mir vor wie eine Figur aus einem Film, wie einer dieser hilflosen Typen, der in einer anderen Zeit wieder zu sich kommt und jemanden nach dem Datum und dem Jahr fragt, worauf man ihn anstarrt, als wäre er verrückt. Natürlich kenne ich das heutige Datum. Seit meiner Verhaftung habe ich diesem Tag entgegengefiebert. Meine Klamotten sind ein wenig zu groß, denn ich habe etwas abgenommen. Gefängniskost ist Mangelkost.

Es ist neun Uhr, die Sonne knallt vom Himmel, und ich werfe einen langen Schatten hinter mich. Fast überall, wo man hinschaut, wirkt der Boden wie mit einer Wasserschicht überzogen, mit einer dünnen, in der Hitze flirrenden Wasserlache. Der Asphalt greift nach meinen Schuhsohlen. Mit der Hand schirme ich meine Augen ab. Ich bin erst seit fünfundzwanzig

Sekunden aus dem Knast, aber ich kann mich nicht erinnern, je einen so heißen Tag erlebt zu haben. In den letzten vier Monaten habe ich nicht viel Sonne gesehen, und meine blasse Haut fängt bereits an zu glühen. Mit jedem Tag hinter diesen Mauern ist dieser spezielle Mittwoch in immer weitere Ferne gerückt. Im Gefängnis hat man ein völlig anderes Zeitgefühl. Vor dem Gebäude stehen mehrere Besucherautos, an einem davon lehnt ein Mann und starrt mich an. Er trägt hellbraune Hosen. Unter den Achseln seines weißen Hemdes haben sich dunkle Schweißflecken gebildet. Er hat etwas Gewicht verloren, seit ich ihn das letzte Mal getroffen habe, aber er hat immer noch die gleiche Stoppelfrisur und den gleichen Gesichtsausdruck; offensichtlich hatte er in letzter Zeit immer nur diesen einen. Mir steigt der Geruch von Rauch in die Nase, der aus der Ferne herüberweht. Ich schließe die Augen vor der Sonne und lasse sie meine Haut wärmen, bis ich es nicht mehr aushalte. Als ich sie wieder öffne, lehnte Schroder nicht mehr am Wagen. Er ist jetzt fast bei mir.

»Schön, dich zu sehen, Tate«, sagt Schroder, und ich schüttle ihm die Hand. Sie ist heiß und schwitzig. Ich habe lange keine Hand mehr geschüttelt, trotzdem weiß ich noch, wie das geht. »Wie ist es dir ergangen?«

»Was glaubst du wohl?«, frage ich und lasse seine Hand los.

»Tja. Also. Ich schätze ...«, sagt Schroder und bringt die Sache so auf den Punkt. Er sucht vergeblich nach Worten – da wird er nicht der Letzte sein. Ein paar entkräftete Vögel fliegen tief an uns vorbei und halten Ausschau nach einem kühleren Ort. »Ich dachte, es könnte nicht schaden, wenn ich dich nach Hause fahre.«

Neben dem Eingang steht ein weißer Minivan, seine untere Hälfte ist mit einer Dreckschicht überzogen, und die obere sieht

kaum besser aus. Im Innern hocken zwei Jungs, die heute entlassen wurden, beide mit kahl rasiertem Schädel und tätowierten Tränen unter dem Auge; sie sitzen in entgegengesetzten Ecken des Vans und starren aus entgegengesetzten Fenstern, sie wollen nichts miteinander zu tun haben. Ein anderer Bursche, ein kleiner, kräftig gebauter Mann, dem sämtliche Finger der rechten Hand fehlen, sodass seine Faust wie ein Knüppel aussieht, stolziert aus dem Gefängnisgebäude, die Arme in die Hüften gestemmt, um seinen großen Brustkorb und sein noch größeres Ego zu unterstreichen. Er starrt mich einen Moment an, bevor er auf die Rückbank des Vans klettert. Ich gebe ihnen höchstens eine Woche, bis sie alle wieder hier landen.

Vier von uns werden heute entlassen, und ich war nicht begeistert von der Aussicht, mit einem von ihnen zwanzig Minuten im selben Fahrzeug zu verbringen. Allerdings bin ich auch nicht gerade begeistert, Zeit mit Schroder zu verbringen.

»Das ist wirklich nett«, sage ich zu ihm.

Wir schlendern zu seinem dunkelgrauen Zivilwagen hinüber, der von der Fahrt hierheraus mit Staub bedeckt ist. Ich steige ein, im Innern ist es noch heißer. Ich fummle an der Klimaanlage herum und schaffe es, eines der Gebläse in meine Richtung zu drehen. Im Seitenspiegel beobachte ich, wie das Christchurch Prison kleiner wird, bis es hinter einer langen Baumreihe verschwindet. Wir biegen nach rechts auf den Highway, Richtung Stadt. Dabei kommen wir an weitläufigen Feldern mit vertrocknetem Gras und Stacheldrahtzäunen vorbei. Männer auf Traktoren wirbeln Staubwolken auf, während sie sich den Schweiß der frühen Morgenstunden aus dem Gesicht wischen. Hier, abseits der Baustelle, ist die Luft klar.

»Weißt du, was du jetzt tun wirst?«, fragt Schroder.

»Warum? Willst du mir meinen alten Job zurückgeben?«

»Klar doch, die Leute wären begeistert.«

»Dann werd ich Farmer. Scheint ein recht angenehmes Leben zu sein.«

»Ich kenne zwar keinen einzigen Farmer, Tate, aber ich bin mir ziemlich sicher, du würdest eine schlechte Figur abgeben.«

»Ach ja? Und warum?«

Er antwortet nicht. Er glaubt, als Farmer würde ich jede Kuh erschießen, die einer anderen Kuh etwas zuleide tut. Ich versuche mir vorzustellen, wie ich sieben Tage in der Woche mit einem Traktor herumfahre und Kühe von einer Weide auf die andere treibe, doch so sehr ich mich auch anstrengt, es will mir einfach nicht gelingen. Je näher wir Richtung Stadt kommen, desto dichter wird der Verkehr.

»Pass auf, Tate, ich hab nachgedacht, und allmählich sehe ich die Dinge in einem etwas anderen Licht.«

»Inwiefern?«

»Diese Stadt. Die Gesellschaft, keine Ahnung. Was sagst du immer über Christchurch?«

»Es ist erledigt«, antworte ich, und das stimmt.

»Ja. Offensichtlich geht es schon seit einer Weile den Bach runter. Und es ... es, keine Ahnung. Es scheint, als würde es einfach nicht besser werden. Du bist nicht mehr auf dem Laufenden, seit du vor drei Jahren aus dem Polizeidienst ausgeschieden bist, aber wir haben zu wenig Personal. Ständig verschwinden Leute. Männer und Frauen fahren zur Arbeit und kommen nie dort an.«

»Wahrscheinlich hatten sie die Schnauze voll und haben sich verdrückt«, behaupte ich.

»Nein.«

»Ist das hier deine Vorstellung von Smalltalk?«

»Willst du lieber von deinen letzten vier Monaten erzählen?«

Wir fahren an einem Feld vorbei, auf dem zwei Farmer Müll verbrennen, hauptsächlich Äste von gestutzten Sträuchern; kräuselnd steigt dichter schwarzer Rauch in den Himmel empor. Dort bleibt er wie eine Regenwolke hängen, ohne den geringsten Windhauch, der ihn forttragen würde. Die Farmer stehen, die Hände in die Hüften gestemmt, neben den Traktoren; um sie herum flimmert die Luft vor Hitze. Der Gestank dringt durch die Lüftungsschlitze, und Schroder schließt sie, worauf es im Wagen noch wärmer wird. Wir passieren eine graue, etwa zwei Meter hohe Ziegelsteinmauer mit dem Schriftzug *Christchurch*, ohne ein *Willkommen in* vor dem Stadtnamen. Stattdessen hat jemand das *church* mit Sprayfarbe durchgestrichen und *help us* hingeschrieben. Die Autos rasen in beiden Richtungen die Straße hinunter, alle haben es eilig, irgendwo hinzukommen. Schroder schaltet die Klimaanlage wieder ein. Wir erreichen die erste große Kreuzung, seit wir das Gefängnis hinter uns gelassen haben, und halten an einer roten Ampel gegenüber einer Tankstelle, wo ein Geländewagen rückwärts gegen eine der Pumpen gefahren ist. Die Mitarbeiter stehen ratlos im Kreis herum. Der Tafel davor entnehme ich, dass die Benzinpreise seit meiner Verhaftung um zehn Prozent gestiegen sind. Die Temperatur ist inzwischen wahrscheinlich um vierzig und die Verbrechensrate um fünfzig Prozent gestiegen. Die Statistiken verraten alles über *Christchurch*; und neunzig Prozent davon sind schlecht. Eine Seite der Tankstelle ist komplett mit Graffiti übersät.

Die Ampel schaltet auf grün, und ungefähr zehn Sekunden tut sich gar nichts, weil sich der Typ ganz vorne mit jemandem am Handy streitet. Ich warte nur darauf, dass die Autoreifen anfangen zu zerfließen. Wir sind beide in Gedanken versunken, bis Schroder schließlich das Schweigen bricht. »Es ist so,

Tate, diese Stadt verändert sich. Sobald wir einen von den bösen Jungs geschnappt haben, rücken zwei andere nach. Es wird immer schlimmer, die Sache gerät außer Kontrolle.«

»Das tut sie schon seit einer ganzen Weile, Carl. Lange bevor ich den Dienst quittiert habe.«

»Tja, inzwischen ist es noch schlimmer.«

»Warum habe ich plötzlich so ein ungutes Gefühl?«, frage ich.

»Was meinst du?«

»Weil du mich abgeholt hast. Du willst irgendwas, Carl, also spuck's aus.«

Er trommelt mit den Fingern aufs Lenkrad und starrt geradeaus, die Augen auf den Verkehr gerichtet. Von den glänzenden Oberflächen wird grelles Licht zurückgeworfen, und es wird zunehmend schwerer, noch irgendwas zu erkennen. Ich fürchte, dass meine Augen geschmolzen sind, wenn ich zu Hause ankomme.

»Auf der Rückbank«, sagt er, »liegt eine Akte, da solltest du mal reinschauen.«

»Ich brauche unbedingt eine Sonnenbrille. Hast du noch eine?«

»Nein. Wirf mal einen Blick rein.«

»Was auch immer du möchtest, Carl, ich will es nicht.«

»Ich möchte einen weiteren Killer aus dem Verkehr ziehen. Und du sagst mir, dass du das nicht willst?«

»Spar dir deine beschissenen Kommentare.«

»Also, der Mann, den ich vor einem Jahr kannte, hätte das gewollt. Er hätte mich gefragt, wie er mir helfen kann. Dieser Mann hätte mir sogar geholfen, wenn ich es gar nicht gewollt hätte. Erinnerst du dich, Tate? Erinnerst du dich an diesen Mann? Oder haben die vier Monate im Knast dein Erinnerungsvermögen getrübt?«

»Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern. Daran, wie du mich ausgebremst hast, als ich mehr wusste als du.«

»Mensch, Tate, du hast echt eine komische Sicht auf die Realität. Du hast eine Polizeiermittlung behindert, du hast gestohlen und mich belogen, du warst eine echte Nervensäge. Tatsache ist: Du hast jemanden getötet und mit deinem Wagen eine Jugendliche angefahren, sodass sie ins Krankenhaus musste.«

Letztes Jahr habe ich einen Serienmörder aufgespürt, und dabei sind mehrere Menschen gestorben. Böse Menschen. Damals wusste ich noch nicht, dass einer von ihnen böse war, sein Tod war ein Unfall. Ich fühlte mich schuldig. Und fing an zu trinken. Und das führte zu dem Autounfall, der wiederum der Grund dafür ist, dass ich trocken geworden bin.

»Du musst mir keinen Vortrag über die Realität halten«, sage ich und denke an meine Tochter, die seit drei Jahren kalt unter der Erde liegt und nie wieder zurückkehren wird; dann denke ich an meine Frau im Pflegeheim. Ihr Körper ist nichts weiter als eine Hülle, in der mal die perfekte Frau der Welt gelebt hat.

»Du hast recht«, sagt er. »Du bist die letzte Person, die einen Vortrag über die Realität braucht.«

»Jedenfalls bin ich jetzt ein anderer Mann.«

»Warum? Hast du im Knast zu Gott gefunden, oder was?«

»Gott weiß nicht mal, dass dieser Ort überhaupt existiert.«

»Hör zu, Tate, wir verlieren unseren Kampf, und ich brauche deine Hilfe. Der Mann von vor einem Jahr kannte keine Grenzen. Der hat getan, was nötig war. Ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Oder das Gesetz. Das verlange ich nicht von dir. Ich bitte dich nur um deine Hilfe. Um deine Einschätzung. Wie kann ein Mann wie du mir das verweigern?«

»Ganz einfach: Dieser Mann ist im Knast gelandet, und es war allen scheißegal«, sage ich und klinge verbitterter, als ich wollte.

»Nein, Tate, dieser Mann ist im Gefängnis gelandet, weil er betrunken war und mit seinem Wagen fast einen Menschen getötet hätte. Komm schon, ich bitte dich doch nur, einen Blick in die Akte zu werfen. Sag mir, was du davon hältst. Ich verlange nicht von dir, jemanden aufzuspüren oder dir die Hände schmutzig zu machen. Wir können den Fall nicht mehr unvoreingenommen beurteilen, uns fehlt der nötige Abstand – und, Scheiße, Mann, egal, was du getan hast, du bist gut in so was. Dafür bist du hier auf diesem Planeten.«

»Du übertreibst«, sage ich zu ihm.

»Ich versuche nur, dein Ego zu streicheln.« Für eine Sekunde nimmt er seine Augen von der Straße und lächelt mich an. »Aber es ist nicht übertrieben, dass du das Geld gut gebrauchen kannst.«

»Geld? Will mich die Polizei wieder auf die Gehaltsliste setzen? Ich glaube kaum.«

»Das hab ich nicht gesagt. Nein, es ist eine Belohnung ausgesetzt. Vor drei Monaten waren es fünfzigtausend Dollar. Jetzt sind es zweihunderttausend. Für jeden, der Hinweise hat, die zur Verhaftung führen. Was willst du sonst tun, Tate? Wirf wenigstens mal einen Blick in die Akte. Versuch doch ...«

Sein Handy klingelt, und er hebt ab. Er sagt kaum etwas, hört nur zu. Auch wenn ich von dem Gespräch nichts mitkriege, weiß ich, dass es schlechte Nachrichten sind. Als ich noch bei der Polizei war, hat mich nie jemand angerufen, um mir eine gute Nachricht zu überbringen. Um sich bei mir zu bedanken, dass ich einen Verbrecher gefasst habe, um mich auf eine Pizza und ein Bier einzuladen und mir zu sagen, dass ich

einen tollen Job gemacht habe. Schroder drosselt ein wenig das Tempo, die Hand fest am Lenkrad. An einer frischen Unfallstelle umfährt er weiträumig eine große Fläche Sicherheitsglas; die Splitter funkeln in der Sonne wie Diamanten. Ich denke über das Geld nach und darüber, was ich damit anstellen könnte. Ich starre aus dem Fenster und beobachte zwei Landvermesser in gelben Reflektorwesten, die die Straße ins Visier nehmen, damit man sie in naher Zukunft aufreißen kann, um sie zu verbreitern oder zu verengen oder einfach um den städtischen Etat für Straßenarbeiten weiter zu überziehen. Schroder betätigt den Blinker und fährt rechts ran; jemand hupt in unsere Richtung und zeigt uns den Stinkefinger. Während Schroder einen U-Turn macht, redet er weiter. Ich denke über den Mann nach, der ich vor einem Jahr war und der ich nicht mehr sein möchte. Schroder legt auf.

»Tut mir leid, Tate, aber es hat sich was ergeben. Ich kann dich nicht nach Hause fahren. Ich werd dich in der Stadt absetzen. Ist das okay?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Hast du Geld für ein Taxi?«

»Was glaubst du wohl?« Ich hatte für diesen Tag tatsächlich fünfzig Dollar in meine Hosentasche gestopft, doch inzwischen scheint mein Geld ein neues Zuhause gefunden zu haben.

Als wir den Stadtrand erreichen, bleiben wir im dichten Verkehr hängen. Eine der Spuren wurde gesperrt, damit mehrere große Bäume, die in die Starkstromleitungen ragen, gestutzt werden können; Lkws und Ausrüstung blockieren die Straße. Die Arbeiter hocken im Schatten, weil es zu heiß zum Arbeiten ist. Schließlich fahren wir durch das Tor des Polizeireviers. Vor uns steht ein Streifenwagen, aus dem zwei Beamte einen Mann von der Rückbank zerren. Er brüllt sie an, versucht, sie zu bei-

ßen, und die beiden Cops wirken, als würden sie ihn am liebsten wie einen tollwütigen Hund von seinem Leid erlösen. Schroder wühlt in seiner Tasche und gibt mir dreißig Dollar.

»Das müsste für die Heimfahrt reichen«, sagt er.

»Ich laufe«, sage ich und öffne die Wagentür.

»Na los, Tate, nimm das Geld.«

»Keine Sorge, ich bin nicht sauer auf dich. Ich war so lange eingesperrt – ich brauche etwas Bewegung.«

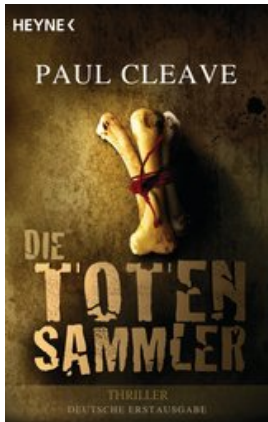
»Wenn du versuchst, bei dieser Hitze nach Hause zu laufen, bist du ein toter Mann.«

Auf seine Ratschläge kann ich verzichten. Allerdings ist es inzwischen so heiß, dass der Lack auf dem Wagen fast Blasen wirft. Die Hitze knallt durch die offene Tür, streift meine Haut und entzieht ihr sämtliche Feuchtigkeit. Meine Augen fühlen sich an, als hätte man sie mit Sand eingerieben. Ich nehme das Geld. »Ich zahl's dir zurück.«

»Das kannst du, indem du die Akte mitnimmst.«

»Nein«, sage ich, doch ich kann ihn irgendwo da hinten spüren, den Magnet für Gewalt, der an mir zerrt, der mir zuflüstert, dass sich zwischen diesen Aktendeckeln der Wegweiser befindet, der mich in die Welt zurückführen wird. »Ich kann nicht. Also ... Ich kann's einfach nicht.«

»Komm schon, Tate. Was zum Henker willst du jetzt tun? Du hast eine Frau, um die du dich kümmern musst. Und eine Hypothek. Du hast vier Monate lang nichts verdient. Du gerätst mit den Zahlungen in Rückstand. Du brauchst einen Job. Diesen Job. Ich will, dass du ihn übernimmst. Wer soll dich sonst für irgendwas anheuern? Du hast zwar letztes Jahr einen Serienmörder dingfest gemacht, aber glaubst du, das interessiert noch irgendjemanden? Egal, wie du die Sache rechtfertigst oder wie du das Für und Wider deiner Tat abwägst, es ändert



Paul Cleave

Die Totensammler

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43598-8

Heyne

Erscheinungstermin: November 2011

Ein neuer Killer ist in der Stadt

Christchurch befindet sich im Ausnahmezustand: Mehrere junge Frauen sind spurlos verschwunden. Hat die totgelaubte Mörderin Melissa X, die die Metropole schon einmal heimsuchte, erneut zugeschlagen? Detective Schroder bittet den frisch aus der Haft entlassenen Ex-Cop Theo Tate um Hilfe. Es beginnt eine schweißtreibende Jagd. Ein neuer Serienkiller hat die Bühne betreten, und seine Taten stellen alles Dagewesene in den Schatten.



[Der Titel im Katalog](#)